

LEBEN

FÜR DEN ZWÖLFSTUDENTAG

Wie die Ostschweizer ArbeiterInnen vor dem Ersten Weltkrieg für ihre Rechte kämpften.

25 SACHBUCH

TECHNIK FÜR ERWACHSENE

Der Historiker David Edgerton erforscht unseren Umgang mit der menschengemachten materiellen Welt.

27 WISSEN

28



Schwieriges Überleben: Wenn die Müllwagen von Managua ihre Fracht auswerfen, stehen die Churequeros schon bereit, um nach brauchbarem Material zu suchen.

NICARAGUA Jahrzehntelang ist in der Hauptstadt Managua ein Abfallberg gewachsen, auf dem Menschen unter schrecklichen Bedingungen ihr Leben fristen. Eine Reportage von der grössten Abfallhalde Zentralamerikas.

Für einen Sack Bohnen

Von Franziska Engelhardt, Managua (Text) und Heydi Salazar (Foto)

Dicker Rauch trübt die Sicht. Auf zwei Meter Entfernung ist die Silhouette eines Menschen in gebeugter Haltung zu erkennen. In der nächsten Sekunde ist die Sicht klar – wie bei dickem Nebel auf einer Bergspitze, der im nächsten Moment vorbeigezogen ist.

Der Blick ist frei auf die Gestalt, die neben Dutzenden anderen mit einem Stock mit einer Greifhand an der Spitze in Bergen von Abfall herumstochert. Unweit davon suchen Kühe, Geier und Hunde nach Futter. Überall steigt Rauch empor, Flammen züngeln zwischen feuchtem Karton, Mangoschalen und Plastikflaschen hervor. Der ganze Berg brennt. Es ist die Abfallhalde der nicaraguanischen Hauptstadt Mana-

gua, genannt «La Chureca». «Chureca» ist der populäre Ausdruck für hässlich, unangenehm. Der Berg ist nicht nur das, sondern auch die grösste Müllhalde Zentralamerikas.

María González füllt mit blossen Händen ihre bereitstehende Plastiktüte mit ausgebeutelten PET-Flaschen. Ihr Pullover war einmal weiss, ebenso das Kabel eines MP3-Players, das zu ihren Ohren führt. Aus den Kopfhörern tönt allerdings nichts, den losen Stecker hat sie hinten in die Hosen gestopft. Sie schaut unter ihrer Nike-Baseballmütze hervor. Auf ihrem rundlichen Gesicht formen aufgeplätzte Lippen ein erwartungsvolles Lächeln, die Augen sind wässrig. Beiläufig wischt sie die Tränen mit ihrem verschmutzten Pullover ab und beginnt zu erzählen.

Sie hat sich auf das Sammeln von PET-Flaschen spezialisiert. Pro Kilo erhält sie zwei Rappen. Sie muss viele Säcke füllen, damit sie 2.50 Franken pro Tag verdient. Damit ernährt die 37-jährige alleinerziehende Mutter sich und ihre beiden Kinder. Sie wohnen nur rund 200 Meter entfernt von ihrem Arbeitsplatz auf dem Areal der Chureca.

Territorium der Ärmsten

Seit 21 Jahren dasselbe Ritual: täglich um fünf Uhr morgens aufstehen, kurz vor der Ankunft der ersten Müllwagen, die den Abfall der Millionenstadt hierhin karren. «Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben», lacht

sie. Die verzweifelte Suche nach Arbeit hat sie hierher getrieben. So wie alle anderen, die nicht auf dem Areal aufgewachsen sind. Hier landen die Ärmsten des ganzen Landes – und ehemalige

Nirgends in der Chureca kann man dem Rauch entkommen, da innert Sekunden die Augen tränen.

Gangmitglieder, die heute ein ehrliches Leben führen wollen, erzählt González.

Während sie spricht, nähern sich sechs junge Männer, deren Kleider vor Dreck starren. Die Mundpartien mit einem Stück Stoff bedeckt, sehen sie aus wie eben solche Exbanditen. Sie stützen sich auf ihre eisernen Wühlstäbe und verfolgen das Gespräch.

González' beide kleinen Kinder gehen morgens zur Schule innerhalb des Areals, die den hoffnungsvollen Namen «La Esperanza» trägt. Ihr ältestes Mädchen, das sie kurz nach der Ankunft in der Chureca mit siebzehn Jahren auf die Welt brachte, ist inzwischen erwachsen. Am Nachmittag helfen die

Kleinen beim Eingang der Müllhalde, wo die gesammelten Flaschen für die Käufer bereitgestellt werden. «Ich möchte nicht, dass meine Kinder hier arbeiten müssen, denn das Schlimmste an dieser Arbeit ist dieser Rauch.» Die jungen Männer nicken. Auch ihre zusammengekniffenen Augen schimmern wässrig.

Nirgends in der Chureca kann man dem Rauch entkommen. Besonders wer sich auf den brennenden Berg wagt, dem tränen innerhalb weniger Sekunden die Augen. Der Rauch frisst sich innert Minuten die Lungen hinunter. Hier wird jeder vorstellbare Müll verbrannt: Pneus, verrottetes Gemüse, Spitalabfälle, gebrauchtes Toilettenpapier, Batterien. Täglich sind das 1250 Tonnen Abfall, 83 Prozent des gesamten Mülls, der in und um die Hauptstadt produziert wird. «Saubere Hände, sauberes Managua», wirbt die Stadt auf den modernen Müllwagen in grossen Buchstaben.

Folgen des Erdbebens

Ein Jahr nach dem Erdbeben, das 1972 fast die gesamte Hauptstadt zerstört hatte, wurde dieser Platz am Ufer des Sees von Managua zur Mülldeponie – ohne Planung oder ökologische Überlegungen. Zur gleichen Zeit liess die Regierung das Abwasser der Stadt in den See leiten, erst vor wenigen Jahren nahm dieser Albtraum für das Ökosystem des Sees ein Ende. Jener des Abfalls besteht noch immer.

Auf einer einstündigen Schiffsrundfahrt, die seit kurzem nicaraguanische TagesausflüglerInnen und eine Handvoll EntwicklungshelferInnen auf dem toten See herumfährt – was früher wegen des Fäkaliengestanks unzumutbar gewesen wäre –, sieht man von weitem die rauchende Hügellandschaft am Ufer. Auf dem 40-Hektar-Areal haben sich in bald vier Jahrzehnten acht Millionen Kubikmeter Müll angesammelt.

Über 2000 Männer, Frauen und Kinder suchen hier täglich nach PET-Flaschen, Metallen oder Textilien, um sich dafür Bohnen und Reis für die nächste Mahlzeit kaufen zu können.

Parasiten und Blei im Blut

Die «Churequeros», wie sie sich auch selbst nennen, tragen weder Masken noch Handschuhe. «Weil sie so ungeschützt im Abfall herumwühlen, werden sie krank», sagt Lesly Ruiz, der Arzt des Gesundheitszentrums der NGO Funjofudess. Die nichtstaatliche Organisation sei als einzige permanent hier. Die Leute des Gesundheitsministeriums schauten nur gelegentlich vorbei, beklagt er sich.

Die Praxis von Funjofudess steht etwas zurückversetzt auf dem Areal, wo auch die kleine Schule und die Häuser von rund 220 Familien angesiedelt sind. Der Rauch dringt trotzdem bis hierhin in die Räume. «Die meisten Patienten haben Lungenbeschwerden, Parasiten, Hautkrankheiten und Blei im Blut.» Über die **→ Seite 23**

11 X SCHÖNER LEBEN

1. Selbst gemachten Sonntagszopf mit Butter und Quittenkonfitüre essen
2. Schlafen
3. Träumen
4. Warm, aber nicht zu heiss haben
5. Ins Kino gehen
6. FreundInnen treffen
7. Weinen
8. Lieben
9. Leben
10. Lesen
11. Gehen

Ihre Beispiele via E-Mail an die WOZ: 11x@woz.ch

LEBEN

→ Fortsetzung von Seite 21

Lebenserwartung dieser BewohnerInnen gibt es ebenso wenig eine Studie wie über den Zustand ihrer Lungen. «Ihr Zustand ist viel schlimmer als der jedes Rauchers», erklärt Ruiz und fügt an, dass viele Churequeros an Krebs sterben.

Alte BewohnerInnen wie die 76-jährige Hilma Silva sind die Ausnahme. Sie wäscht mit ihrer Tochter neben ihrer Hütte Kleider. Die Müllwagen donnern vorbei zum Abfallberg, der nur ein paar Schritte entfernt ist. Ein Maschendrahtzaun grenzt die Hüttensiedlung von der Strasse ab. Darin hängen unzählige farbige Plastiksäcke, die vom Wind hergeweht wurden. Die meisten Behausungen sind notdürftig konstruiert. Schwarze Blachen und ein Wellblechdach. Nicht weit von Señora Silva entfernt krächzen Hähne, die an einem Holzpfehl angebunden sind.

Ein nacktes Teletubby

Seit 35 Jahren lebt sie hier. Die Frau mit den struppigen weissen Haaren ist fast blind. Als sie noch gut sah, arbeitete sie auf dem Berg, um zu überleben. So wie es heute ihre Kinder und Enkelkinder tun. «Das ist ein Opfer, aber es ist mir trotzdem lieber, als dass sie auf der Strasse herumlungern», sagt die Grossmutter.

Aus einer Nachbarshütte nähert sich ein etwa zweijähriges dunkelhäutiges Mädchen. Barfuss überquert es ein Abwasserbächlein. Es trägt eine Plastikpuppe, die fast so gross ist wie es und aussieht wie ein nacktes Teletubby. Auf den Backen des Mädchens haftet eingetrockneter Dreck. Fast ein Drittel der BewohnerInnen ist jünger als dreizehn Jahre. Jede Familie hat durchschnittlich sieben Kinder. In Hilma Silvas Familie teilen sich je drei Leute ein Bett.

Das sind noch luxuriöse Bedingungen. Weiter entfernt, oben auf dem höchsten Punkt des Abfallbergs, mit Aussicht auf den See und das Areal, hausen vereinzelt ein paar Menschen in Hütten, die Ställen gleichen – ein Wellblechdach auf vier Pfählen. «Jeden Tag muss ich den Abfall wegräumen, den es hereinweht», erklärt

María Fuentes, die mit ihrem Mann und einer Katze hier lebt. Andere haben gar kein Dach über dem Kopf. Wie Róger Molinas, der neben der Hütte sitzt, während seine roten Augen ununterbrochen tränen. Er zeigt auf eine Stelle, drei Meter entfernt. Da schlafe er auf einem Stück Karton – unter freiem Himmel auf dem Abfallberg: «Es lohnt sich nicht, eine Hütte zu bauen; wenn die Spanier die Halde sanieren, gibt es sowieso bald Häuser» (vgl. Kasten).

Maria Fuentes schält mit ihren ledernen Händen eine halbseitig verschimmelte Zwiebel. Es ist Mittagzeit. Auf der offenen Feuerstelle vor der Hütte brodeln eine braune Suppe, daneben schmort ein Stück Fleisch.

Die Männer warten auf das Essen, das sie am frühen Morgen ergattert haben. Lastwagen bringen vom Supermarkt altes Gemüse und Poulets, deren Verkaufsdatum abgelaufen ist. Vom Schlachthof werden Fleischreste herbeigekarrt: Köpfe, Augen, Knochen. Erwachsene und Kinder warten mit Messer und Eimer auf die Ankunft. Sie kämpfen gegen Geier und Hunde, um etwas Essbares zu erobern.

«Es ist nicht nötig, zum Markt zu gehen. Alles wird hierher gebracht. Und es ist gut, es kommt ja schliesslich vom Supermarkt», witzelt Fuentes' Mann,

EIN NEUES DORF

Die heutigen Zustände der «Churequeros» sollen bald Geschichte sein. Die spanische Regierung investiert dreissig Millionen Euro in ein umfassendes Entwicklungshilfeprojekt. Es ist bereits angelaufen: Abfallberge werden zugedeckt und versiegelt, darauf sollen unter anderem Recyclingfabriken entstehen und ein neues Dorf. Zusätzlich werden Sozialisierungsprojekte der Stadtverwaltung Managuas finanziert. 2012 sollte das Projekt abgeschlossen sein. Ein Verantwortlicher für den Bau rechnet aber mit einer zweijährigen Verzögerung, wegen archaischen Funden auf dem Areal und politischen Hindernissen.

wobei seine angefaulten Zähne sichtbar werden. Dass dieses Essen ein Risiko darstellt, wissen die Bewohner. Vor ein paar Jahren starben drei Kinder. Sie hatten Süssigkeiten vom Müll gegessen, die mit Rattengift verseucht gewesen sein sollen. Daran denkt heute niemand. Bevor sie ihren Hunger stillen, bedanken sie sich für den Besuch.

«Sie denken nicht an die Zukunft»

Vor dem Ausgang der Müllhalde sprechen zwei junge Frauen miteinander. Beide hübsch und sauber gekleidet. Sie kommen von der technischen Ausbildung, welche die Stadt seit Anfang März 2010 Frauen der Chureca bietet, bezahlt von der spanischen Regierung. Die 19-jährige Ana lernt Elektrikerin, die 23-jährige Keyling Maurerin. Beide sind alleinerziehende Mütter. Der Kurs dauert jeden Tag von acht bis vierzehn Uhr, während eineinhalb Jahren. Alle Frauen könnten sich einschreiben. Aber die wenigsten profitieren. «Damit verliert man einen halben Tag Arbeit», erklärt Keyling. «Die Leute wollen täglich etwas verdienen. Hauptsache, sie haben genügend Geld, um etwas zu essen. Sie denken nicht an die Zukunft.»

Viele junge Frauen sitzen schon zu tief im Elend. «Besonders jene, die Leim schnüffeln, prostituieren sich. Sie haben viele Krankheiten», meint Keyling. Aber das Geschäft laufe trotzdem. Für dreissig, fünfzig Pesos (zirka zwei Franken) verkaufen sie ihren Körper, zum Beispiel an Müllwagenfahrer, wissen die beiden jungen Frauen. «Dar una vuelta» (eine Spritztour machen), so heisse das hier. Es gebe auch eine Mutter, die ihr Mädchen zwingt, sich drei Tage in der Woche zu prostituieren.

Doch Keyling und Ana verströmen Zuversicht. «So hoffnungsvoll wie jetzt waren wir noch nie. Diese Hoffnung, etwas zu lernen und so vorwärtszukommen», sagt Ana mit einem Leuchten in den Augen, das für einmal nicht der Rauch verursacht hat. Dann gehen die beiden lachend weiter in Richtung Abfallberg, wo sie die zweite Tageshälfte nutzen, um möglichst viele Plastikflaschen einzusammeln und für einen Sack Bohnen zu verkaufen. ♦

KOST UND LOGIS



Kriminelle Energie

Meine Freundin Anna, eine unbescholtenen Primarlehrerin, verbrachte den Jahreswechsel in Sankt Petersburg. Um diese Zeit gibts dort viel Schnee auf den Strassen, darunter lauern eisige Inselchen, von Einheimischen instinktiv umschifft. Anna rutschte aus und brach sich den Arm. Der wurde gegipst, damit sie in der Silvesternacht wenigstens ihr Champagnerglas zum Munde führen konnte. Doch nach Annas Heimkehr befanden Schweizer Ärzte den russischen Gips als suboptimal: Der Arm wurde operiert. Infolge all dieser Ereignisse sass Anna an einem Freitagnachmittag im Januar in ihrer seit sechs Wochen ungeputzten Wohnung und dachte: «So gehts nicht weiter, ich brauche eine Putzfrau!»

Gesagt, gesucht. Doch bei der Auftragsvermittlung Etcetera nahm niemand mehr das Telefon ab, und www.putzfrau.ch nimmt nur Langzeitaufträge entgegen. Als Anna am Samstag beim Grossverteiler an der Pinwand einen Zettel mit Telefonnummer entdeckte, rief sie sofort an. Die Frau sprach nicht gut Deutsch, klang nett, stand am Montagmorgen in Annas Wohnung und hatte nach zwei Stunden blitzblank geputzt. Anna war bewusst, dass sie die Frau schwarz beschäftigte, aber schliesslich war es eine Notlage.

Am Dienstagmittag standen zwei Herren in Zivil vor Annas Schulzimmer und wiesen sich als Kantonspolizisten aus. Anna nahm an, es ginge

um die geplante Verkehrsinstruktion für ihre Klasse, und scherzte: «Werde ich jetzt verhaftet?», doch die Herren blieben ernst. Verhaftet worden war Annas Putzfrau, weil sie keine Aufenthaltsbewilligung hatte. Sie habe sich auch noch anderes zuschulden kommen lassen – was, dürfe man Anna nicht sagen. Dann wurde Anna befragt: Was sie über die Frau wisse, was sie mit ihr geredet habe, was die Frau genau in der Wohnung geputzt hätte, was Anna ihr bezahlt habe. Anna ward seltsam zumute.

Doch erst als man sie am folgenden Tag auf der Kantonspolizei fragte, ob sie vor dem Unterschreiben des Protokolls noch ein Familienmitglied oder

«So gehts nicht weiter, ich brauche eine Putzfrau!»

einen Anwalt anrufen wolle, fuhr ihr der Schreck ein: Hier gings gar nicht mehr um die Putzfrau – es ging um sie! Der Polizist räumte zwar ein, sie habe ein eher geringes Mass an krimineller Energie entwickelt – aber dennoch: Sie hatte sich strafbar gemacht. Schlimmstenfalls gäbe es eine happige Busse mit Eintrag ins Strafregister, im besten Fall werde das Verfahren eingestellt und sie müsse die Kosten übernehmen. Und so kam es denn auch: Anna erhielt eine Rechnung über 700 Franken Verfahrenskosten. Sie zahlte zähneknirschend.

Vermutlich war das die teuerste illegale Putzfrau, die seit langer Zeit im Raum Zürich tätig wurde; wobei hochgerechnet 714 000 Franken Jahreslohn im Vergleich mit manch anderer Sparte immer noch sehr bescheiden wären. Bloss die arme Putzfrau selbst – die hat nichts davon.

Karin Hoffsten

WERKSTATTGESPRÄCHE

Mit Ennio Mariani

In der WOZ sind weitreichende Veränderungen angesagt. Welche? WOZ-Leute berichten:

Was ist los auf der WOZ?

Ennio Mariani, Informatiksupport: Es gibt eine neue WOZ, aber ich habe das nur am Rande mitbekommen.

Weil du hier nur befristet als Stellvertretung arbeitest? Und gerade kurz vor dem Umbau gehe ich jetzt wieder.

Diesen Dienstag war dein Abschiedsapéro. Wie lange bist du auf der WOZ gewesen?

Acht Monate. Genau in der Zeit, in der die grossen Umstellungen der Informatikabteilung vorbereitet werden mussten.

Was habt ihr umgestellt?

Wir haben die neue Creative Suite im ganzen Layoutbereich installiert.

Ein Programm ...

... ja, das hätten wir sowieso gemacht, aber nun haben wir den Umbau zum Anlass genommen. Um eine neue Version der Creative Suite zu installieren, mussten wir auch das Betriebssystem wechseln. Wir haben jetzt Leopard installiert. Das machten wir gleich in der ganzen WOZ.

Ausser auf meinem Computer. Ich habe noch Tiger.

Da wo du sitzt, braucht es ohnehin einen neuen Computer.

Du bist von Beruf Informatiker? Ich habe eine Lehre gemacht als Systemtechniker.

Und wie bist du auf die WOZ gekommen?

Die Stelle war ausgeschrieben. Ich wollte schon immer bei der WOZ arbeiten.

Du hast die WOZ gelesen?

Ja, schon eineinhalb Jahre oder so. Und ich wollte auch wissen, wie es ist, in einem kollektiv geführten Betrieb zu arbeiten, weil ich bisher nur andere, streng hierarchisch organisierte Betriebe kannte.

Hat es dir gefallen im Kollektiv?

Es hat mir sehr gut gefallen. Auch wenn ich selber nicht sehr involviert war, weil ich ja eben nur acht Monate hier gewesen bin.

Was sagst du zur Nullnummer der neuen WOZ?

Sie gefällt mir. Was ich vor allem cool finde: Dass es am Anfang des zweiten Bundes ein neues Gefäss hat für grosse Reportagen, das ist etwas sehr Lässiges. Dort wird dann vertieft über ein Thema geschrieben. Auch die verschiedenen Arten, in denen man die Titelseiten gestalten kann, überzeugen mich. Ich weiss zwar nicht sicher, ob das am Ende alles genauso durchgekommen ist, wie es diskutiert wurde ...

Was machst du jetzt?

Jetzt gehe ich an die Fachhochschule in Wädenswil, um Umweltingenieur zu studieren.

Mit Elsa Bösch

Elsa, ich stelle immer dieselben Fragen.

Elsa Bösch, Korrektorat: Ich kenne sie noch nicht auswendig.

Die erste Frage ist: Was ist los auf der WOZ?

Ja, eben die neue WOZ. Sie kommt in zwei Wochen, und da gibt es halt verschiedene Diskussionen.

Was für Diskussionen?

Es gibt zum Beispiel eine Diskussion um das Logo. Ob man die Buchstaben WOZ noch erklären muss oder nicht. Aber auch in meinem Job gibt es offene Fragen. Wir müssen etwa schauen, wie wir allzu grosse Löcher in der neuen Typografie vermeiden. Da ist noch nicht alles ganz optimal, aber insgesamt ...

Gefällt dir die neue WOZ?

Sie gefällt mir sehr gut.

Verändert sich das Korrekturlesen mit dem neuen Layout?

Es gibt weniger Spalten und das heisst ganz banal, es gibt weniger Trennungen. Aus Sicht einer Korrektorin ist das immerhin schon etwas. Breitere Spalten machen das Lesen ausserdem ruhiger, ich habe das sehr gerne. Der Inhalt ist ja sonst schon spannend genug.

Findest du?

[lacht] Er ist immer mal wieder sehr spannend.

Wenn eine Korrektorin privat eine Zeitung liest, fallen ihr dann eigentlich ständig Fehler auf?

Ich habe so einen inneren Schalter. Ich schalte völlig um. Manchmal fällt mir zwar etwas auf, aber ...

Du zückst nicht jedes Mal den Rotstift? Und umgekehrt, wenn du Korrektur liest, bekommst du die Inhalte überhaupt mit?

Man kann einen Text nicht korrigieren, ohne zu wissen, was man liest. Manchmal gibt es ja auch inhaltliche Fehler!

Mir würde der Kopf brummen nach einem Tag WOZ.

Ja, das ist so. Ich bin wirklich müde am Abend.

Mit Judith Göppinger

Was ist los auf der WOZ?

Judith Göppinger, Auslandspraktikum: Alles leicht stressig wegen der neuen WOZ, für die man jetzt schon vorarbeiten soll. Ich hab so meine Zweifel, ob das funktioniert.

Was für Vorarbeiten?

Zum Beispiel überlegen wir, welche Themen es gibt. Was man für den neuen Themenschwerpunkt verwenden könnte. Und ja; welche Texte man vielleicht schon vorher zusammensammeln könnte, damit sie dann möglichst früh abgegeben werden können.

Gibt es genug Themen?

Es ist immer was los auf der Welt. Man kann sich gar nicht entscheiden zwischen diversen Krisen und Naturkatastrophen.

Du bist aus Berlin nach Zürich gekommen und machst ein Praktikum in der Auslandsredaktion?

Ja. Für zwei Monate. Sonst studiere ich Geschichte, Französisch und Politikwissenschaft.

Gehört das Praktikum zum Studium?

Ich muss eins fürs Studium machen, aber hier auf der WOZ mache ich es zu meinem persönlichen Vergnügen. Die Schweiz ist ja nichteuropäisches Aus-

land. Vielleicht gibt das sogar zusätzliche Punkte!

Wie bist du zur WOZ gekommen?

Es klingt nach Vetternwirtschaft, ist es aber nicht. Mein Vater und Pit Wuhrer sind zusammen in die Schule gegangen. Aber ich musste durch die Bewerbungsinqusition wie alle anderen.

Inquisition?

Die sass zu viert vor mir und stellten ziemlich gemeine Fragen. Zuvor hatte es geheissen, ich müsse die WOZ nicht beurteilen in dem Gespräch. Dann musste ich plötzlich doch erklären, was ich gut finde und was nicht.

Wie lange ging die Prüfung?

Mir kam sie lange vor. Irgendwann hat dann keiner von denen mehr gesprochen. Und später hat Pit gesagt: Du hast jetzt schon verstanden. Wenn keiner mehr was sagt, ist es in Ordnung.

Nun lesen wir von dir bald eine grosse Reportage?

Diese Woche kommt erstmal eine «Wiese» von mir. Die hat mich einige Nerven und Haare gekostet!

Die Haare hast du dir ausgerauft?

Ja, ernsthaft! In schlaflosen Nächten! Ich dachte, ich krieg das nie fertig.

Warum denn?

Es geht um ein Thema, das so riesig ist und so kompliziert. So etwas ohne Fachwörter und ganz einfach zu erklären, ist der Horror!

Aber eine gute Übung.

Ja, schon. Ich hoffe, es hat wenigstens was genützt.

Und was sagst du zur neuen WOZ? Ausser dass sie viel Arbeit macht?

Ich bin mal gespannt, wie sie wird. Also sie sieht auf jeden Fall ganz flott aus. Ich würde sie mir kaufen am Kiosk, wenn es sie denn gäbe in Berlin.

Mit Georg Bauer

Was ist los auf der WOZ?

Georg Bauer, WOZ-Allrounder: Überall wird an der neuen WOZ gearbeitet. Die letzten Vorbereitungen, damit die neue WOZ in zwei Wochen an Mann und Frau gehen kann.

Du arbeitest im Layout und bist gleichzeitig Hauswart.

Ich bin der Mann für alles. Ich arbeite im Inseratlayout, für die Online-Abteilung und den Verlag. Ich bin auch Ansprechperson wenn jemand etwas von den häuslichen Dingen in der WOZ braucht.

Wenn ich einen neuen Bürostuhl brauche, weil mir der alte das Rückgrat bricht, dann wende ich mich an dich?

Dann kommst du zu mir, und ich schaue, dass du einen neuen Stuhl bekommst.

Man hat das Gefühl, die WOZ-Leute seien etwas unordentlich und räumen selten auf. Ist das auch deine Erfahrung als WOZ-Hauswart? Meine Philosophie ist, dass ich grundsätzlich an den einzelnen Arbeitsplätzen nichts kritisiere und auch dort nicht aufräume. Aber ich versuche natürlich schon, alle Büroräume möglichst sauber und ein bisschen ordentlich zu halten.

Periodisch untersuchst du den kollektiven Kühlschrank und wirfst liegengelassene Lebensmittel weg! Das muss ich jede Woche machen. Es ist eine Eigenschaft aller Lebensmittel, dass sie nicht unbeschränkt haltbar sind.

Wird deine Arbeit von den Vorgängen um die neue WOZ beeinflusst?

Im Moment eigentlich nicht. Vielleicht insofern, als die Leute mit besserer Laune und mit mehr Elan zur Arbeit kommen. Vielleicht auch dadurch, dass die neue WOZ uns etwas mehr Geld bringen sollte und dass wir uns dann auch mal den einen oder anderen Luxus leisten können.

Welchen Luxus?

Zum Beispiel einen neuen Anstrich im grossen Sitzungszimmer.

Gibt es sonst noch Wünsche an die neue WOZ?

Mir gefällt sie. Sie kommt moderner daher. Ein weniger schweres Layout als zuvor. Das Logo ist mir etwas zu jugendlich, aber das ist vielleicht gut so, wenn wir eine neue junge Leserschaft ansprechen wollen.

Wie alt bist du?

Dreissig. Und fast zehn Jahre auf der WOZ.

Interviews: stk, Fortsetzung Seite 27